

Die Fäden in der Hand.

Von C. Ding.

Die Fäden, die Fäden in der Hand, Und wer sich nie in Erfüllung gehen, Der wird betrogen Schlag auf Schlag.

Ob hart die Zukunft oder leicht, Ob dich ein Herz geliebt erreicht, Ob liebste Gut und widerlicher Wang Gewoben in deiner Tage Kranz.

Das alles flieht, vergeht, verweilt Und eines nur ist in dir bestielt: Was du in deinem Herzen spannst, Was du in Einsamkeit erlannt.

Was man im Innern durchgefiebt, Nie der Erinnerung entzogen, Gold ist's, vom hellsten Sonnengolde, Nicht ist's, vom Sonnenlicht — das holde, Als du ein Kind, an's Bettlein schiedst, Und leste dir über den Scheitel reich.

Ob hart die Zukunft oder leicht, Ob dich ein Herz geliebt erreicht, Ob liebste Gut und widerlicher Wang Gewoben in deiner Tage Kranz.

Das alles flieht, vergeht, verweilt Und eines nur ist in dir bestielt: Was du in deinem Herzen spannst, Was du in Einsamkeit erlannt.

Was man im Innern durchgefiebt, Nie der Erinnerung entzogen, Gold ist's, vom hellsten Sonnengolde, Nicht ist's, vom Sonnenlicht — das holde, Als du ein Kind, an's Bettlein schiedst, Und leste dir über den Scheitel reich.

Die Gesteinigte.

Erzählung von S. Parinkan.

In den glänzenden Bazars der alten Ahalistenstadt Bagdad stülzten die Angehörigen der verschiedensten Nationen auf und ab. Kostbare Teppiche, Damaszener Säbel, zierliche Leberornate, Fläschchen mit wohltuenden Ölen, Kaschmir und Musseline loden die Kaufleute. Vor dem Laden Al-Tabaris steht eine Reihe von Käuffern; ein Perser in prunkvoller Tracht, ein Eingeborener in Turban und feinem Kleide und eine vornehme verschleierte Frau. Neben dieser, in einem Abstand von zwei Schritt, den die Mohammedanerin geflissentlich innehat, steht eine patriarchalische Erscheinung, ein Jude im langen Kasan, mit einem Mädchen von etwa acht Jahren neben sich. Die Kleine ist auffallend hübsch, ihre Locken sind so schwarz wie der japanische Lackstein, in dem Al-Tabari die Juwelen vernahrt.

Der Jude muß warten, bis alle Anderen bedient sind, wobei Faridibsch, des Kaufmanns halbwüchsiger Junge, nach Kräften hilft. Erst dann wendet sich Al-Tabari zu Jeheda mit frostigem Grusse. Jeheda bietet ihm einen Anbühler, der an schwanem Ketten einen funkelnden Stein in Tropfenform hält. Er behauptet, das Kleinod komme noch aus Harun Al-Raschids Zeiten. Als der Ahalist seinen Sohn Al-Manun mit der Tochter des Westers vermählte, wurden beim Hochzeitsfeste unter die Gäste zahlreiche Ägeln aus Ambrö und Narkotika gemischt, die Anwesenden auf Lustschlösser und Schmudhüde bürten. Von dieser Herkunft soll die Fußspange sein, was Jeheda durch Aufzeichnungen und Schriftstücke zu beweisen sucht.

Die beiden Männer gerathen in einen eifrigen Wortwechsel. Al-Tabari mißtraut dem schlauen Juden. Der Junge läuft neugierig dem Gespräch. Das kleine Mädchen aber langweilt sich. Es trüppelt von einem Fläschchen auf das andere, läßt die Blinde nach allen Richtungen schweifen und zieht schließlich vom Tisch einen weißen Schal, der so fein ist, daß man ihn in ein Mottatäschchen stecken könnte. Sie läßt ihn durch die Finger gleiten, quetscht ihn zu einem Bällchen zusammen, einfaßt ihn wieder und schlingt ihn durch die Loden. Da freischt der Sohn Al-Tabaris: „Diebin! Diebin! Eine Gesteinigte (die Araber bezeichnen die Juden als die „Gesteinigten“) hat gestohlen!“

Ahnungslos blüht die Kleine auf; da ist Faridibsch schon neben ihr und schießt sie mit einem Fußtritt zu Boden. Empört packt der Jude den Jungen bei den Schultern und schüttelt ihn; der schleudert ihm die besten Schimpfwörter entgegen und schreit um Hilfe. Es entsteht ein gewaltiger Aufruhr. Ein Angehöriger des verachteten Stammes hat sich an einem Eingeborenen vergreifen! Ein Haufen von Schmähreden und Stockhieben fällt auf Jeheda nieder. Verwüthen mag ihn Niemand, sonst würden sie ihn erwürgen. Das kleine Mädchen wird vom Großvater getrennt und von Faridibsch gejagt. Er treibt es mit den Füßen da und dort hin, bis es niederbricht und betäubt liegen bleibt.

Die Einnischung der Aufseher stellt endlich die Ruhe wieder her. Der mißhandelte Jude streicht den zerzausten Bart zurecht und seine Augen suchen die Entlein. Als er sie wie tobt auf der Erde liegen sieht, blüht es in seinen verschlossenen Zügen. Aber bis er das Kind aufgehoben hat, zeigen sie wieder den gleichmüthigen Ausdruck, wie ihn lebenslanges, ohnmächtiges Dulden einträgt.

Nur als er bei Al-Tabari vorbeigeht, der verdrießlich zwischen seinen Wahren steht, richtet er die Blide groß auf Faridibsch, der ihn mit frecher Miene angrinst. Dann trägt Jeheda mit eiligen Schritten das Kind nach Hause, in den Bezirk, der ihm und seinem Stamme zur Wohnung angewiesen ist, dahin, wo auch er ein Mensch ist. Nach mehreren Jahren erregt in den

Strahlen Bagdads eine Jüdin von blendender Schönheit ein gewisses Aufsehen. Ihr Haupt bedeckt nicht das übliche Rühchen; das Haar hängt schwarz und glänzend bis zu den Knien. Ein breiter goldener Reif um die Stirne gelegt und gibt dem schönen Gesicht ein königliches Gepräge. Sie geht in schillernden Atlasbeinkleidern und goldgestickten Jäckchen an der Seite eines weißbärtigen Greises, und zwar mit Vorliebe zwischen den schätzbarsten Läden der Bazare.

In dem Laden Al-Tabaris ist seit einiger Zeit Faridibsch, der Sohn, als Verkäufer eingezogen. Er sieht den Greis und das Mädchen, ohne zu ahnen, daß sie schon einmal eine Rolle in seinem Leben gespielt haben. Er sieht und ist bezaubert. Er ist jung und in den Jahren, wo man nach Frauenschönheit dürftet. Die Mädchen seines Volkes sind alle verhüllt und diese Jüdin ist wunderhübsch.

Und daß sie Jüdin ist und er sie verachten soll, macht ihn wohl erzittern. Er kämpft mit seinen Gefühlen und würde vielleicht siegen. Doch führt Jeheda das Mädchen oft zu Faridibsch und läßt es unter seiner Waaren wählen nach Lust und Laune. Da blitzen ihn ihre Augen in nächster Nähe an, ihr Lächeln senkt seine Sinne, ihre Stimme berührt ihn. Und bald kommt sie zuweilen allein und das schürt seine Erregung. Er schleicht ihr einmal nach und in einer einsamen Gasse spricht er sie an.

„Deinetwegen bin ich da, Mädchen, denn Du bist schöner als das Gefieder der Paradiesvögel!“

Jezira lächelt verführerisch. „Du scherzest. Ein Araber darf sein Herz keiner Gesteinigten schenken.“

„Wir dürfen manches nicht und thun es doch. Wer sieht in mein Herz? Nur Dir schließe ich es auf. Es brennt für Dich, glaube es mir!“

„Meine Augen sind schwach, meine Ohren ungläubig. Du willst das arme Kind eines armen Volkes zum Besten haben.“

„Mädchen, bei Hussains und Ais Gräbern, wie bei Deinem Gotte schwöre ich, daß ich Dich wahrhaft liebe.“

„Gib mir einen Beweis. Komm zu mir. Meine Genossen sind gut. Hier fürchte ich mich schon, mit Dir zu reden.“

Jeheda Abend, wenn die Sonne sinkt, stehe ich an Thore.“

Leichtfüßig enteilt sie. Zwei Abende wartet sie umsonst. Es kostet Faridibsch wohl einen schweren Kampf, das Judenweib zu betreten. Aber am dritten Tage sieht sie ihn vor Anbruch der Nacht verkleidet daher schleichen. Triumph und Freude malen ihr schönes Gesicht flammend roth. Sie begleitet den in Furcht und Liebe zitternden Jüngling in ein Haus.

„Hier, Vater Jeheda, bringe ich ihn.“

„Sei gelobt, Jezira, mein Kind,“ antwortet der Greis ruhig und sühlet den Bestürzten in eine mit Delapinen erfüllte Hinterstube.

„Nimm Deine Stirnspange ab, Jezira,“ gebietet Jeheda. Sie thut es und auf der elfenbeinmatten Stirn kommt eine häßliche Narbe zum Vorschein, die sich von Schlägen zu Schlägen zieht.

„Diese Fierde dankt sie Dir, braunhäutiger Affe! Weißt Du es nicht mehr? Kennst Du uns? Kennst Du den Ankelring, den ich seit Jahren an meinem Halse trage zur Erinnerung an die Stunde, in der Du das unschuldige Kind mißhandeltest und Deine dürrn Brüder mich, den schwachen Greis, um eines Heiden dünnen Umhang zu weihen? Nun bist Du in meiner Gewalt! Auge um Auge, Zahn um Zahn! Jezira lodte Dich in die Schlinge. Hier habe ich die Nacht, und jetzt knie nieder!“

Faridibsch sinkt wie betäubt zu Boden. An den rachsüchtigen Augen erkennt er nun den Alten, und die Szene, die sich vor Jahren im Bazar abgespielt hat, wird lebendig vor ihm. Man hat ihm ein Garn gestollt und er ließ sich in thörichter Liebeshlindheit fangen! Von lauter Feinden umgeben, weiß er, daß er verloren ist.

„Gib ihm den Stoß zurück!“ befiehlt der Greis dem Mädchen und zögernd hebt dieses den Fuß und zielt auf des Jünglings Brust. Doch sein vorwurfsvoller Blick verwirrt Jezira, lähmt die Kraft des Stoßes. Faridibsch fällt nicht einmal um davon. Dafür aber öffnet sich plötzlich auf einen Ruf des Alten die Thür und drohende Gestalten erscheinen und umringen den auf der Erde Liegenden. Er schneht auf, um sich zu wehren. Von Schmähungen und Hieben überregnet, bricht er jedoch bald zusammen.

„Auge um Auge! Zahn um Zahn!“

„Haltet ein,“ schreit Jezira, „und tödtet ihn nicht! Zum Verdien habe ich ihn nicht hergebracht!“

„Wenn wir ihn leben lassen, wird man uns tödten!“

„Nacht, was Ihr wollt, doch haltet Eure Hände rein von Blut!“ bittet das Mädchen leidenschaftlich.

Sie lassen ab von ihrem Opfer und beraten. Faridibsch liegt am Boden, nur seine Augen zeigen, daß er nicht tobt ist. Seine Augen schauen auf das vor ihm stehende Mädchen mit schmerzlicher Trauer. Seine Lippen flüstern: „Halsch und rachsüchtig ist Dein Volk und falsch bist Du, Jezira! Und ich habe Dich geliebt!“

Sie tragen ihn fort im Dunkel der Nacht. Jezira bleibt unzufrieden zurück. Unzufrieden mit sich; der Blick, wie die Worte des jungen Mannes haben sie tief in's Herz getroffen. Er hat ihr vertraut, sie hat sein Vertrauen

entzückt! Wenn sie darüber nachdenkt, wie sie ihn geliebt und begehrt hat, steigt die Scham und die Reue in ihr auf.

Am nächsten Morgen fährt sie, wo er ist. Am Ufer des Tigris steht ein altes, halbverfallenes Tempelchen im Sumpfe. Dahin haben sie ihn gebracht. Seinen zahlreichen Wunden, dem Hunger und dem Durste wird er in dieser fiebererregenden Luft bald erliegen, denn er ist schwach wie ein Sterbender. So bleiben ihre Hände rein! Jeziras Herz zuckt bei dem Gedanken, daß er elend, verlassen und sie noch verflucht in der Einsamkeit ist und sterben wird. Sie hat Faridibsch nie geliebt! War sie doch ein Kind, als er sie so schlimm behandelte, ein Kind mit leichtvergeßlichem Sinn. Als williges Werkzeug der Jähren, an unbedingten Gehorsam gewöhnt, hat sie gethan, was geschehen ist. Jetzt, weil Faridibsch leidet, durch ihre Schuld leidet, wird etwas wach in ihr, das wie die Liebe brennt.

Wenn sie ihm heimlich Nahrung brächte, seine Wunden pflegte, ob er noch genesen würde? Aber noch leben solche Gedanken unausgereift in ihr, da geht ein Ruf von Mund zu Mund: „Der Tigris steigt! Es kommt die Wasserfluth!“ Angst und Verzweiflung packen alle. Erst im vorigen Jahre hat eine Ueberschwemmung Hunderte von Menschen und ihr Hab und Gut gefordert.

Jezira erbebt. Sie denkt an Faridibsch und das Erbarmen quillt heiß in ihr empor. Hin zu ihm! Sie schleicht sich von Hause heimlich fort und strebt dem Tempel zu in jagenber Angst. Er steht schon im Wasser. Doch sie kann schwimmen wie ein Fisch. Rauschend langt sie an. An der verfallenen Mauer richtet sie sich auf und tritt ein. Da liegt Faridibsch auf einem Haufen harter Steine, von den eingedrungenen Wellen beipfist. Er lebt noch, denn er öffnet die Augen, als er ein Geräusch hört. Sie wirft sich vor ihm nieder.

„Gestehle!“ sagt er leise. Und sie beugt sich über ihn und küßt sein geschnittenes, von den Stockhieben verunstaltetes Gesicht. Das Wasser schwillt an, darum hebt sie ihn auf und zerrt den Kraftlosen mit größter Anstrengung an der gebrocheneren Mauer empor auf die oberste Stelle, wo noch ein Stück Dach ihnen Halt gibt. Da oben legt sie seinen Kopf in ihren Schooß und schaut nach Hilfe aus. Vielleicht gibt es noch Hilfe!

Stunden gehen hin. Die Fluth steigt und steigt. Ein Raddampfer stamptt vorbei, man sieht das Mädchen nicht, man vernimmt nicht dessen Rufen, denn die Wogen rauhen laut, die Sumpfvögel kreisen kreischend über dem Fluße.

Endlich kommen einige Ruderboote vom Lande her. In dem ersten sieht Jeheda, den eine dumpfe Ahnung, die ihm beim bänglichen Suchen nach der Entlein befiel, hergetrieben hat.

Jezira, mein Kind! Halte aus! Ich rette Dich! Schreit er ihr durch die hohe Hand zu. Aber Jezira späht nicht mehr sehnsüchtig nach Hilfe. Sie betrachtet nur das stille Gesicht in ihrem Schooße, über das vor einer Weile schon das letzte Judenküßchen. Nun ist es kalt und hart. Sie neigt sich und preßt ihr Wangen darauf. Die Mauer zittert vor Grund aus und Jeheda sieht sein Kind in die Wellen sinken ohne Klage und Hilferuf.

Der Staub auf dem Sopha.

Marie Leszczynska, die Gemahlin Ludwigs XV. von Frankreich, erwartete einst den preussischen Gefandten und bemerkte, daß auf dem Parade-sopha Staub lag. Sie theilte dies ihrer Hofdame, Madame v. Lugnes, mit, und diese lästelte. Ein Diener trat ein. „Es liegt Staub auf dem Sopha,“ sagte Madame v. Lugnes zu ihm, „wisst ihr ab!“

Anstatt diesen Befehl auszuführen, sprach der Diener: „Entschuldigen Sie, Madame, das gehört nicht zu meinen Obliegenheiten, das ist Sache der Teppichreimer. Ich werde gleich einen holen.“

Was man wünschte. Madame v. Lugnes deutete auf den Staub, der das Sopha bedeckte. Der Teppichreimer zuckte mit den Achseln. „Ich habe heute den Dienst nicht, und es steht mir nicht an, mich in die Angelegenheiten meiner Kollegen zu mischen.“

„Gut, dann schaffst den Teppichreimer vom Dienst herbei!“

Derselbe kam und betrachtete sich topfköpftelnd den Staub, der das Sopha bedeckte, dann sprach er: „Wir Teppichreimer können uns damit nicht befassen, das Sopha gehört zu den Wäbeln. Man muß sich also an einen Angestellten der königlichen Geräthekammer wenden, weil der Schloßintendant, wenn er erfährt, daß einer aus der Dienerschaft eine Ehre beansprucht, auf die er kein Recht hat, ihn aus seiner Stellung entlassen wird.“

In diesem Augenblicke brach die Königin in lautes Lachen aus. Sie nahm ihr Taschentuch und wedelte eigenhändig den Staub von dem Parade-sopha ab; damit war die große und wichtige Frage mit einem Male erledigt!

Ha! Trau! Soll ich der armen, ver-trüppelten Frau nicht ein altes Kleid schenken, Männchen? — M a n n: „Wenn Du ein's übrig hast.“ Trau: „Ich müßte dann selbstverständlich ein neues haben.“

Gebrochenes Herz.

Skitze von E. Fahrow.

Zwei Jahre lang liebte sie ihn nun schon und wartete auf ihn wie auf das Heil ihres Lebens. Und immer noch umsonst. Arme Sigrid!

Mein Gott, ja, sie wußte es, daß sie nicht so verführerisch war wie Anita und Gretchen und die sanfte, geistvolle, raffinierte Maria. Denn jene hatten alle das gewisse Etwas, das die Herren anzog, das Bräutlein, Reizvolle, das ihr eben fehlte.

Aber schön war sie doch auch, das sagten ihr nicht nur die schmeichelnden jungen Attaches und Offiziere, sondern auch ihr eigener Spiegel, der ihr dunkles, ein wenig melancholisches Gesicht und ihre volle, ebenmäßige Gestalt zurückwarf.

Ja, sie liebte ihn, den „schönen Gregor,“ der leib, leber nicht nur schön, sondern auch so ungeheuer reich war, daß er in diplomatischen Kreisen nur „der Rabob“ hieß.

Wie leid that Sigrid dieser Umstand! Denn ihr Vater, der Baron Oluffen, der Gesandte am Hofe zu S., war durchaus kein Krösus. Und Gregor wurde so hohlenlos verwöhnt von allen jungen Damen der Gesellschaft, daß er es schon längst wissen mußte: nicht nur seine Person, sondern vor allem seine Millionen waren das begehrte Ziel all dieser Schönen.

Freilich, wenn er in den Ballsaal trat, alle Anderen fast um Haupteslänge überragend, und in seiner schlanken Schönheit, mit dem sonnigen Lächeln unter dem schwarzen Wärdchen die Runde machte, dann zitterten viele Herzen nur ihm und seinem Ich entgegen.

Auch Sigrid erbebt jedesmal, wenn er sie begrüßt. Und verwirrt schlug sie die sammtschwarzen Augen zu Boden, wenn er den ruhigen, immer ein wenig hochmüthigen Blick auf sie bestete.

Anita und Gretchen, die beiden Töchter des deutschen und des spanischen Gesandten, benahmen sich ganz anders. Sie erwiderten die blühende Augenprache Gregors, lachten mit ihm und verbesten nicht das Entzücken, das sie über seine Gegenwart empfanden.

Anderes Gräfin Maria, die schöne Oesterreicherin mit dem abschönden Wellenscheitel.

Sie schien der bezwingenden Macht Gregors zu widerstehen, blieb kühl und ruhig bei seinen Halbungen und lodte ihn dadurch immer weiter an.

Das war vielleicht gerade das, was sie wollte: Niemand durchschaute diese sanfte Gräfin, am allerwenigsten ihre Altersgenossinnen und Rivalinnen.

Gregor war rettungslos verliebt in die blonde Madonnenähnlichkeit, und er machte ihr den Hof — nicht gerade auffallend, aber doch deutlich genug für die Eine, welcher es galt.

Sigrid sah es wohl; aber sie hatte den schönen Frauenhelden so oft den Hof machen, so oft sein „Herz verlieren“ und es ihm noch einigen Wochen wiederfinden sehen, daß sie sich nicht besonders beunruhigte.

Baron Oluffen fragte zu dieser Zeit einen berühmten Professor um Rath wegen der zunehmenden Blässe und Hartheit seiner Tochter. Nach erfolgter Untersuchung sagte der alte Herr, es läge nichts Bängliches vor; Gräfin Sigrid habe ein wenig Herzneurose. Es sei dabei nichts weiter nöthig, als sich vor großen Aufregungen und schwerem Kummer zu hüten.

Sigrid lächelte. Sie allein wußte ja, welche vergebliche Sehnsucht, welcher tiefe Kummer ihr Herz beschwerte!

Gräfin Maria stand auf der Terrasse im Park des Hofschloßes und blickte einem Reiter nach, der jenseits der Umfassungsmauer vorbeisprengt war und zu ihr hinübergegrüßt hatte.

Das war Fürst Suronoff, der stolze Suronoff, der königliche Blut in seinen Adern hatte.

„Dieser also soll's sein!“ murmelte Maria, während ein lässiger und entschlossener Zug sich um ihre Lippen legte.

Gleich darauf trat aus der Glashür, die zum Speisesaal führte, Gregor heraus.

„Ich wollte mich verabschieden, Komtesse,“ sagte er, „schon wieder bin ich der Letzte von all den Gästen Ihres Herrn Vaters.“

„Wirklich?“ sagte sie mit einem be-rührenden Augenaufschlag. „Ich kann mich eben nie von Ihrem Hause trennen. Werde ich Sie heute Abend im Theater sehen, Komtesse?“

Gregor ließ die weißen Zähne zusammen- und aus seinen dunklen Augen schloß ein Blick der Leidenschaft.

Seine sonst so ruhige, warme Stimme klang gereizt, als er fragte: „Sie bevorzugen diesen Fürsten sehr. Ist Ihnen seine Gesellschaft wirklich so angenehm?“

rathen. — Aber damit löbten Sie mich, Maria! Ich bitte, ich beschwöre Sie, hören Sie mich nur eine Minute an — Sie sind mir stets ausgewichen, wenn ich Sie allein sprechen wollte. Aber ich halte Sie jetzt fest — sehen Sie — so — bei Ihren Händen — und bitte Sie, nehmen Sie mich zum Galten, machen Sie mich selig, indem Sie mein werden!“

Aber Maria hatte mit einer glatten Bewegung ihre Hände aus den seinen gezogen und trat einen Schritt zurück. „Nein,“ sagte sie kühl und hart.

Gregor erblaßte bis in die Lippen. Das hatte er nicht erwartet. Er, der noch nie um ein Mädchen geworben, dem sie alle so bereitwillig entgegenkam — er wurde abgewiesen? Und er liebte dieses blonde Geschöpf! Er liebte sie wirklich.

„Warum?“ stieß er heiser heraus. „Weil ich Sie nicht liebe!“ sagte Komtesse Maria. Und mit ihrer graziosen Langsamkeit schritt sie auf die Glashür zu, hinter der sie nun verschwand.

Das dieses ganze Gespräch von ihrer Hausdame mitangehört worden war, die innerhalb der Terrasse in einem Bambusgefäß Sesta hielt, das wußte Maria. Und sie wußte auch, daß nun die ganze Stadt von diesem glänzenden Antrug erfahren würde.

„Er wird nicht daran sterben,“ dachte sie. Den schönen, den großen Gregor abzuweisen zu haben, das war ein Triumph, der ihr wie Balsam über die eitle Seele floß.

Gregor fürzte aus dem Palais fort, außer sich, blindwütend, vor Schmerz rasend.

„Dieses herzlose, todtete Weib!“ dachte er. „Sie soll es sehen, daß ich nicht vor Verzweiflung umkomme, daß ich mich zu trösten weiß!“

Eine Stunde später stand er vor dem Baron Oluffen und hielt um die Hand von Gräfin Sigrid an. Und noch eine Stunde später hielt er seine halbfehlige, erlöschende Braut im Arm, die vermeinte, der Himmel selbst habe sich vor ihr aufgethan.

Ja, Sigrid war überfelig. Gregor hatte um sie geworben, Gregor war ihr Verlobter, in sechs Wochen würde sie Gregors Weib sein!

Sie fragte sich nicht, warum er ihre Hand erbeuten hatte. Mein Gott, das war doch so selbstverständlich!

Weil er ihr gut war, natürlich, und weil er ihre Gesellschaft sein ganzes Leben lang neben sich zu haben wünschte!

Und er war so gut, so aufmerksam zu ihr! Er überschüttete sie mit so königlichen Juwelen, daß sie sich fast schämte, sie anzunehmen. Und alle Welt, ja ausnahmslos die ganze weibliche Welt von S. beneidete sie.

Komtesse Maria war verzeißt. Sie hatte sich an demselben Tage wie Sigrid verlobt — Fürst Suronoff und seine betagte Mutter hatten sie sogleich nach Petersburg mitgenommen.

Gregor wünschte mit den Jähnen, als er es hörte. Um dieses Kahlkopfes willen also hatte sie ihn auszuwählen, hatte mit ihm gespielt und ihm diese nie zu verwindende Niederlage bereitet! Weil sie eine Fürstentochter tragen wollte! — O, und wie sehr hatte er sie geliebt!

Im Vergleich mit Maria's zarter Schönheit, mit ihrem feinen Geist erschien ihm Sigrid plump und geistlos. Aber es rührte ihn, ihre Liebe zu sehen. Er ließ sich von dieser demüthigen, hingebenden Liebe streicheln und tröstete, nicht viel anders wie ein großes Kind.

Dann kam der Hochzeitstag, und Sigrid meinte nun für ewig in den Hüfen des irdischen Paradieses eingelaufen zu sein.

Die Hiltierwochen waren wolkenlos. Gräfin Maria kehrte aus Rußland zurück — unvermählt.

Sie hatte ihre Verlobung mit Suronoff wieder aufgelöst, weil es sich herausgestellt hatte, daß er nicht fünf- undvierzig, sondern fünfundsüßzig Jahre alt war.

Sie lächelte, als Anita und Gretchen ihr von dem „glücklichen jungen Paar“ erzählten. Sie fragte auch wie zufällig nach dem Datum der Verlobung und sagte dann: „Ach, der 6. Mai?“

„Wie drollig — an demselben Tage hatte ja der schöne Gregor um mich angehalten!“

Das war eine Sensation für die Damen! Flugs fanden sich zwei, welche hingingen und Sigrid wie einen guten Witz diese Neuigkeit erzählten.

Sigrid sagte ganz einfach, das sei ein Irrthum. Sie glaubte es auch wirklich nicht. Als Gregor nach Haus kam, sagte sie ihm lächelnd in Gegenwart einiger Verwandten: „Dente Dir, Gregor, was für ungereimtes Zeug man mir heute erzählte: Du sollst am 6. Mai — an unserem eigenen Verlobungstage — um Gräfin Maria angehalten haben!“

Sie wußte es nun schon, er ließ sich nur lieben; ja, sie und da hatte er ihre Zärtlichkeiten bereits zurückgewiesen — unmerklich fast, aber doch fühlbar.

Am Abend dieses Tages fuhr das junge Paar in die Oper. Sigrid trug die märchenhaften Brillanten und Perlen, welche ihr so viele ginstige Melodien verschafft hatten. Aufrecht und gelassen wie sieß sah sie an der Logenbrüstung — ihr gegenüber in einer anderen Loge Komtesse Maria mit ihrem Vater.

Gregor fühlte in seinem Herzen eine namenlose Bitterkeit aufsteigen, als er dort drüben das geliebte Ziel seines Herzens — und hier dicht vor sich seine Frau sah, die er nicht liebte.

„Du hast Dich wieder viel zu sehr mit Schmutz beladen,“ raunte er ihr böse in's Ohr. „Alle Operngläser im Hause sind auf Dich gerichtet.“

„Aber Gregor, weshalb hast Du mir das nicht zu Hause gesagt?“

„Was nützt das? Du bist ja froh, daß Du all diese albernem Juwelen hast! Uebrigens fand ich es ungeheuer lastlos von Dir, daß Du heute in Begleitung Deiner Verwandten von jener Klatscherei über mich sprachst.“

„Warum denn? Da es doch nicht wahr sein kann, was sie sagen!“

Gregor blickte kalt in die bittenden Augen, die sich ihm zuwandten, und sprach grausam!

„Wer sagt, daß es nicht wahr ist?“

Sigrid wandte ganz langsam den Blick wieder der Bühne zu. Das Theater verschwand vor ihren Augen, eine schwarze Nebelmasse umdrängte sie — sie fühlte, daß irgend etwas Schreckliches in ihr vorging.

Tascher, tascher und regungslos verhartete sie jedoch vor dieser gaffenden Menge, die ihre Juwelen anstarrte.

Sie war so todtensblau geworden, daß sie ihr Opernglas zum Schutz vor ihre Augen hielt.

Im nächsten Zwischenakt erhob sie sich und verlangte nach ihrem Wagen. Gregor fragte sie nach dem Grunde: „Mir ist schlecht — sehr schlecht.“

Noch in derselben Nacht brach der so qualvoll niedergehaltene Herzkrampf aus. Der Arzt war rathlos.

Am nächsten Morgen war Sigrid tobt.

Aber vorher hatte sie noch die ungeheure Selbstverleugung gehabt, Gregor zu trösten: „Du weißt ja, Gregor — diese Herzneurose ist nichts Neues. Gräme Dich nicht, Du wirst nicht schuld daran.“

Mit großen Augen hatte er sie angesehen — sah er auch jetzt die stille Gestalt an, die an gebrochenem Herzen gestorben war.

Unwiderlegbare Kräftigung. Auf der Universität Oxford war es früher den Studirenden streng unteragt, geistige Getränke zu sich zu nehmen oder solche in ihren Wohnungen zu haben. Dem Rektor wurde nun eines Tages gemeldet, daß ein Student ein Faß Wein ungehört erhalten habe. Der Mißthäter wurde zürrt und dem Rektor gefragt, warum er gegen die Gesetz der Hochschule getrevelt habe. Die Antwort lautete: „Herr Rektor! Der Arzt hat mir den Wein zur Kräftigung verordnet!“ — „Nun,“ fragte der Rektor weiter, „glauben Sie wirklich, daß Ihnen das Weintrinken Stärke verleihen werde? Haben Sie denn schon ein Resultat erzielt?“ — „Gewiß, Magnifizenz,“ antwortete der Student; „als ich das Faß bekam, konnte ich es kaum vom Boden heben, so schwach war ich, und jetzt kann ich es bereits mit einer einzigen Hand in die Höhe halten!“

Königliche Folgerung. Der englische Vbhiloge Huxley stellte kürzlich die überraschende Behauptung auf, nur den alten Jungfern verbannte England seinen kräftigen, gesunden Menschenschlag. Er beneidete sich auf folgende, nicht weniger überraschende Weise: „Der Engländer zieht seine Kraft aus dem süßlichen Fleische, dem vortrefflichen Hühnweib; dieses gebietet zumeist durch den rothen Klee, der rothe Klee bedarf zur Samenbereitung des Besuches der Hummeln; leider wird den Hummeln von den Feldmäusen nach dem Leben getrachtet. Wer aber vertilgt die Feldmäuse? Die Katzen. Und wer züchtet die Katzen am besten, so daß sie zu Tausenden sich zu pflanzen? Die alte Jungfer. Auf diese Weise verbannt England seinen gesunden, kräftigen Menschenschlag — den alten Jungfern.“

Praktische Hilfe. Eine Versicherungsgesellschaft, die auch eine Begräbnis-Kasse unterhält, gibt, um die Vortheile einer solchen planvoll zu machen, in ihrem Prospekt bekannt: Eine solche Kasse ist eine außerordentliche Wohlthätigkeit, da es doch sehr viel Leute gibt, die sich nicht selbst beerdigen können!

Gedankensplitter. Große Fersen gleichen dem Weltmeer, sie fixieren nie zu.

Der Löwe des Tages wird oft ein Hale zur Nacht.

Den wahren Freund erkennt, den falschen durch'schaut man.

Der Eine vergeblich sich schlechte Zeiten mit der Hoffnung auf bessere, der Andere verdirbt sich die guten mit der Furcht vor schlechteren.

Die Natur ist eine gute Mutter; vollkommen konnte sie den Menschen nicht schaffen; keine machte sie uns blind für unsere Fehler.

Die Ringe einer Koronachere sind die Brillen mancher Lebensanschauung.